

II Medien / Kultur

Walter Benjamin: Gesammelte Briefe, Bd. 3: 1925-1930.

Hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz

Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 594 S., ISBN 3-518-58257-7, DM 98,-

Wer die Briefe Walter Benjamins studieren wollte, war lange Zeit auf die unterschiedlichsten Quellen angewiesen: auf die zweibändige Brief-Auswahl aus dem Jahre 1966 oder auf die in separaten Büchern erschienenen Briefe an Siegfried Kracauer, die Korrespondenzen mit Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Wer Briefzeugnisse zum Verständnis des Werks heranziehen wollte, der wurde in den Kommentaren der *Gesammelten Schriften* fündig.

Seit 1995 werden nun erstmals sämtliche erhaltenen, knapp 1300 Briefdokumente Benjamins in einer eigenen, auf sechs Bände angelegten Edition zugänglich gemacht. Die chronologische Anordnung und vor allem die informativen und gut dosierten Kommentare machen die Ausgabe zu einer benutzerfreundlichen Ergänzung der *Schriften*. Daß die Herausgeber auf die an Benjamin adressierten Briefe verzichtet haben, mag man gelegentlich bedauern, ist aber dem Konzept der Ausgabe geschuldet. Ein früheres Versäumnis hätte man allerdings gern korrigiert gesehen: daß den Briefen in französischer Sprache keine deutsche Übersetzung beigelegt worden ist.

Der jetzt vorliegende dritte Band der *Gesammelten Briefe* umfaßt den Zeitraum von 1925 bis 1930, jene Periode, die der geistigen Physiognomie des jüdischen Philosophen und Essayisten ihre bis heute nachwirkenden Züge einprägte. Wie in einem Brennpunkt laufen in diesen Jahren die heterogenen Linien seiner gesamten Produktion zusammen.

Da ist zunächst die Untersuchung des deutschen Barockdramas *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, die Benjamin an der Frankfurter Universität als Habilitationsschrift eingereicht hatte. Auch wenn er gegenüber dem Freund Gershom Scholem die Ansicht vertrat, „daß sechs sich damit habilitieren könnten“ (S.26), stieß die Arbeit bei den Gutachtern auf völliges Unverständnis. Es waren wohl die äußerst schwierige Diktion und der gebietsübergreifende Gestus dieser Untersuchung, an der ihre akademisch-gemäßigten Leser verzweifelten. Allzu offenbar hatten sie es mit einem Autor zu tun, dessen radikaler Eigensinn sich innerhalb der Grenzen eines Faches nicht disziplinieren ließ. Um öffentliches Aufsehen zu vermeiden, legte man Benjamin daher nahe, die Arbeit freiwillig zurückzuziehen. Eine Niederlage, die das Ende seines germanistischen „Produktionskreises“ (S.322) markiert.

So sehr ihm, schon aus materiellen Gründen, an der Habilitation gelegen sein mußte – als seine Berufung empfand er die Professorentätigkeit nicht. So heißt es bereits am 19. Februar 1925 in einem Brief an Scholem: „Vor fast allem, was mit dem glücklichen Ausgang gegeben wäre, graust mir: Frankfurt voran, dann Vorlesungen, Schüler etc.“ (S.15)

Der erzwungene Abschied von der Universitätslaufbahn konstituierte gewissermaßen jenen vielseitigen *homme des lettres*, der sich auf dem öffentlichen Markt der konkurrierenden Meinungen behaupten und, wie er an Scholem schrieb, sich „allmählich (...) mit der Technik des Kritisierens vertraut machen“ (S.61) mußte. So wurde der Journalismus in den folgenden Jahren zu Benjamins Hauptbetätigungsfeld und seine Existenzform – bis zu seinem Tod – die des freien Schriftstellers. Eines Schriftstellers allerdings, der sich Rechenschaft über seine gesellschaftliche Funktion abverlangte und der diesen Maßstab auch an die Literatur seiner Zeit herantrug. Ausschlaggebend für diese politische Neuorientierung waren die Bekanntschaft mit der lettischen Kommunistin Asja Lacis, die der Vielreisende Benjamin 1924 auf Capri kennengelernt hatte sowie die Lektüre von Georg Lukacs' Werk *Geschichte und Klassenbewußtsein*, über das er sich mehrfach enthusiastisch äußert. Weit entfernt allerdings von jeder marxistischen Orthodoxie, verstand sich Benjamin, so die Formulierung aus der *Einbahnstraße*, als „Stratege im Literaturkampf“ (Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. IV,1, S.108). Dessen schärfste Waffe, die an Karl Kraus geschulte „annihilierende Kritik“ bekam als erster Fritz von Unruh zu spüren, dessen im Grunde pazifistisches Buch *Flügel der Nike* nun für die Kriegsverse büßen mußte, die sein Verfasser vor Jahren verbrochen hatte. Mit dem Resultat überaus zufrieden, schreibt Benjamin sardonisch an Scholem: „Ich gebe der süßen Annahme mich hin, daß hiermit endlich die Idee der schlechterdings barbarischen Polemik und des Verschlingens eines Autors bis auf Haut und Knochen (...) verwirklicht worden sei.“ (S.90) Und noch im Juni 1926 erläutert er Kracauer sein Selbstverständnis am Beispiel eben dieser Kritik: „Wie man sich publizistisch zur publizistischen Stellung eines Autors im Krieg zu verhalten habe – das hat man oft genug sich selber zu fragen Gelegenheit.“ Es sei ihm, heißt es weiter, „der Erschlaffung unserer kritischen Sitten zum Trotz (...) auf die Vernichtung nicht eines Buches sondern einer Buchschreiberei (zu deutsch: einer Autorschaft)“ (S.168f.) angekommen.

Für diese und andere Formen der kritischen Auseinandersetzung mit Literatur standen ihm exponierte Publikationsorte zur Verfügung: das Feuilleton der *Frankfurter Zeitung*, das von Siegfried Kracauer geleitet wurde und die von Willy Haas herausgegebene Wochenzeitung *Literarische Welt*. Hier plazierte er unzählige Rezensionen, Glossen, Aphorismen und von 1927 an jene Essays über Gottfried Keller, den Surrealismus, Marcel Proust, Robert Walser und Julien Green, mit denen er beabsichtigte, „als der wichtigste deutsche Literaturkritiker anerkannt zu werden.“ (S.502) Bei aller Affinität in der Wahrnehmung kultureller Phänomene erschöpfen sich die zahlreichen Briefe Benjamins an Kracauer weitgehend in redaktionellen Absprachen wie z. B. einer nicht enden wollenden Liste von gewünschten Rezensionsexemplaren und dergleichen mehr. Auch die Briefe an Martin Buber, für dessen Zeitschrift *Die Kreatur* Benjamin einen Essay über seine Moskaureise verfaßte, enthalten inhaltlich wenig Belangvolles; ebenso wie die an Arthur Müller-Lehning, den Herausgeber des holländischen Avantgarde-Blattes *i 10*, für das Benjamin ebenfalls tätig war.

Im Herbst 1927, während eines längeren Paris-Aufenthalts, erwähnt Benjamin erstmals „eine neue Arbeit (...), die sich mit Paris beschäftigt.“ (S.292) Gemeint war jene Arbeit über die Pariser Passagen, die ursprünglich den Umfang eines Aufsatzes nicht überschreiten sollte, sich dann aber mehr und mehr verselbständigte und zum eigentlichen Zentrum seines Spätwerks wurde. Aber schon Ende der zwanziger Jahre wurden alle übrigen Aktivitäten an diesem Projekt gemessen, die Rezensionen als bloßer Broterwerb, als „Tiefebene“ (S.312) der eigenen Produktion abgetan. Die „Passagen-Arbeit“ diente Benjamin auch als Vorwand, die seit 1927 angekündigte Palästina-Reise immer wieder aufschieben zu können. Sie sollte seinen Hebräisch-Studien zugute kommen, für die ihm Scholem ein großzügiges Stipendium verschafft hatte. Die Halbherzigkeit, mit der er diese Studien betrieb, hinterläßt in manchen Briefen eine peinliche Spur und dürfte die Geduld des Freundes auf eine harte Probe gestellt haben. Konnten hier andere an Benjamins eigenem Verhalten Anstoß nehmen, so zieht sich auch umgekehrt durch viele seiner Briefe ein Grundton tiefer Verärgerung. Da sind die leidigen Querelen mit dem Piper-Verlag um die Fortsetzung der Proust-Übersetzung, an der Benjamin gemeinsam mit Franz Hessel gearbeitet hatte, die aber über zwei Bände nicht hinauskam. Da ist der vielfach geäußerte Unmut über die zweijährige Verzögerung, mit der der Rowohlt-Verlag das Trauerspielbuch und die Aphorismensammlung *Einbahnstraße* veröffentlicht – eine Verzögerung, die Benjamin zeitweise „mit der Möglichkeit eines Prozesses“ (S.246) rechnen läßt. Und da sind schließlich die Invektiven gegen Ernst Bloch, den er mehrfach beschuldigt, ihn plagiiert zu haben. In einem Brief vom 14. Februar 1929 klärt er Scholem „unter dem Siegel tiefer Verschwiegenheit“ auf mehr als zwei Seiten über „Blochs Entwendungen, Entlehnungen, Anleihen“ und „Verballhornung(en)“ (S.439f.) auf – Passagen, die in der ersten Ausgabe der Briefe, die noch zu Lebzeiten Blochs herauskam, durch Pünktchen ersetzt worden waren. Passagen aber auch, die bei einem Autor, der die Kunst des camouflierten Zitats zur materialästhetischen Tugend erhoben hatte, etwas befremdlich wirken.

Viele der Briefe beschränken sich auf reine Mitteilungen; andere betreffen Benjamins Privatsphäre, bezeugen seine schwierigen Beziehungen zu Frauen, wie etwa die hoffnungslose Liebe zu Julia Cohn, der Adressatin seines Essays über die *Wahlverwandtschaften*, oder die zähe Auflösung seiner Ehe, die ihn wirtschaftlich ruinieren sollte. Nicht wenige Briefe beeindrucken durch eine exzellente Prosa; zu ihnen gehören vor allem diejenigen an Hugo von Hofmannsthal, von denen einige hier erstmals veröffentlicht werden, ebenso wie die Impressionen, die Benjamin immer wieder von seinen Reisen durch Süd-, Ost- und Nordeuropa als Lebenszeichen vernehmen ließ.

Auch wenn diese Briefe unser Bild von Benjamin kaum mehr wesentlich beeinflussen werden, so enthalten sie doch viele neue Nuancen, von denen die definitive Benjamin-Biographie einmal profitieren dürfte. Denn die steht immer noch aus.

Christian Schulte (Osnabrück)